

Ich auch

In einem Gastbeitrag berichtet die Journalistin *Anuschka Roshani* aus ihrer Sicht über die Zeit bei einem Schweizer Medienhaus. Es geht um Sexismus, Machtmissbrauch und ein Unternehmen, das anscheinend zu wenig dagegen tut.

Nach zwei Stunden kam ich aus dem Dunkel des Kinos und rieb mir die Augen: Ich glaubte wieder an die Kraft des Journalismus. Und weil mir dieser Glaube so plötzlich zurückgekommen zu sein schien, staunte ich auch über mich – dass es für meine Rückbesinnung auf die Wirksamkeit journalistischer Mittel ausgerechnet einen Schubser aus Hollywood brauchte.

Der Spielfilm »She Said« erinnerte mich daran, dass die Recherche der »New York Times«-Reporterinnen Jodi Kantor und Megan Twohey zu den sexuellen Übergriffen Harvey Weinsteins 2017 eine weltweite Bewegung ausgelöst hatte: #MeToo.

Ich trat mit der Überzeugung ins Freie, dass Missbrauch und Geringschätzung von Frauen auch in unseren hochmodernen Gesellschaften System hat.

Inzwischen sitzt Weinstein als verurteilter Straftäter im Gefängnis; es zeigte sich, dass die Filmindustrie seine Komplizin war. Dort war es ein offenes Geheimnis, dass er sich an Schauspielerinnen und Mitarbeiterinnen vergriff, manche vergewaltigte. Über Jahrzehnte konnte er sich, unterstützt von einer Anwalts-Armada, darauf verlassen, gedeckt zu werden – man bagatellierte seine Taten, tat sie als den unerfreulichen Spleen eines mächtigen Mannes ab. Sogar wenn eine der Frauen den Mut fasste, die Tortur zu melden, winkte man ab. Machte sie mundtot und überließ sie ihrem Schicksal.

Ich sah mir »She Said« an, nachdem ich selbst Opfer eines Machtmissbrauchs geworden war. Vor 20 Jahren hatte ich als Redakteurin beim Zürcher Blatt »Das Magazin« angefangen, der Samstagsbeilage der Deutschschweizer Tageszeitungen, die Tamedia herausgibt. Seit seiner Gründung 1970 gilt »Das Magazin« als eine der renommier-

testen Publikationen der Schweiz mit einer urbanen, progressiven Leserschaft. Zwei meiner Kollegen wurden 2020 für die »Maggingen-Protokolle« preisgekrönt, die jahrelange Erniedrigungen im Leistungssportzentrum des Schweizerischen Turnverbands aufdeckten.

Als Finn Canonica 2007 »Magazin«-Chefredakteur wurde, begann er ein Regime des Mobbings. Ich war nicht die Einzige, er nahm auch Männer ins Visier. Eine Kollegin entließ er ohne Vorwarnung. Als ihr das Mutterblatt des »Magazins«, der »Tages-Anzeiger«, direkt danach eine Reporterstelle anbot, soll Canonica gesagt haben, man untergrabe seine Autorität, würde man sie dort anstellen. Sie trat die Stelle nicht an. Canonica erklärte das Führungsprinzip: Er teilte die Redaktion in einen »inner circle« und einen »outer circle«. Wer zum inneren Kreis gehörte, was sich allerdings jederzeit ändern konnte, genoss Privilegien, bekam Zeit und Platz für Artikel, wurde von Aufgaben freigehalten, musste aber auch, egal ob sie oder er es wollte, Details aus Canonicas Sexleben erfahren. Er mutmaßte über die sexuelle Orientierung oder Neigungen von Mitarbeitern. Äußerte sich verächtlich über jeden, der nicht im Raum war. Bezeichnete unliebsame Themen als »schwul«. Benutzte in Sitzungen fast touretteartig das Wort »ficken«. Erzählte Intimitäten, etwa, dass zwei Redakteure ihre Kinder nur durch künstliche Befruchtung bekommen hätten. Wer wie ich in den äußeren Kreis aussortiert war, wurde von ihm wochenlang übergangen: Er antwortete auf keine Mail, rief nie zurück – oft erhielt ich nicht mal eine Information, wenn ich sie dringend brauchte.

Im Wesentlichen aber entwürdigte er mich mittels verbaler Herabsetzungen. So unterstellte er mir in einer Konferenz, ich hätte mir journalistische Leistungen mit Sex er-

schlichen: Ich sei mit dem Pfarrer der Zürcher Fraumünster-Kirche im Bett gewesen, den ich für eine Recherche getroffen hatte. In einer SMS sprach mich Canonica als »Pfarrerermätresse« an.

Das war nicht alles. Hinter meinem Rücken nannte er mich vor einer Kollegin »die Ungefickte«. Sagte coram publico zu mir, mein Mann habe »einen kleinen Schwanz«. Brüstete sich in meinem Beisein vor Kollegen mit einem scheinbaren Exklusivwissen über mein Liebesleben: dass ich zu Beginn meiner »Magazin«-Zeit öfter die Männer gewechselt hätte. In der Redaktion tat man trotzdem so, als wäre Canonica einfach nur ziemlich verquer. Als hätte er einen Spleen, mit dem man sich halt arrangieren müsse.

In den jährlichen Mitarbeitergesprächen bat ich Canonica wiederholt, sachlich mit mir umzugehen. Das änderte nichts; immer wieder drohte er mir mit Kündigung oder monierte, ich hätte ihn als Boss noch nie gelobt. Als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, herrschte er mich an, er wolle meine Liebe gar nicht – wenn er Liebe wolle, gehe er zu einer »Nutte«. Einmal schrieb er mir nach der Veröffentlichung eines von mir verantworteten Sonderhefts: »Obwohl du eine Frau bist, hast du brilliert.«

Doch er verhöhnnte mich nicht nur als Frau, sondern auch meine Herkunft. Verwendete ich ein deutsches, in der Schweiz unübliches Wort wie »Kekse« statt »Guetzli«, zeichnete er mir Hakenkreuze an den Rand meiner Manuskripte. Nachdem wir in einer Konferenz über Rassismus geredet hatten, sagte er zu mir: »Ihr Deutschen hättet die doch eh alle gleich vergast.«

Das alles war natürlich absurd, zumal ich Halbperserin bin, also im »Dritten Reich« kaum als »arisch« gegolten hätte. Aber anscheinend reichte ihm mein Hochdeutsch, das

15. Dez. 2015, 11:16

Finn: Ich bin vermutlich zu dumm aber ich krieg nicht raus per google, in welchen Verlag Elena Ferrantes Neapel Tetralogie 2016 dt erscheinen wird. Kann die Verlegersgattin und Pfarrermätresse weiterhelfen?

9. Mai 2017, 12:49

Finn: Super Heft. ! Vielen lieben Dank ! Obwohl du eine Frau bist hast du brilliert! Lg

Roshani, geboren 1966 in Berlin, ist Verhaltensbiologin und Journalistin. Von 2002 bis 2022 arbeitete sie als Redakteurin des Schweizer »Magazins«. Sie lebt in Zürich.



Joel Hühn / DER SPIEGEL

in den Ohren von Schweizern schnell nach Befehlstön klingt, um aus mir einen Nazi zu machen.

Vielleicht wollte er sich aufwerten, indem er mich abwertete. Ich kann mir sein Vergnügen nicht erklären, muss und will es nicht. Wahrscheinlich hatte ich lediglich das Pech, dass er mein Frausein und Anderssein zur Befriedigung seiner Machtgelüste nutzte. Er zielte auf jene Teile meiner Identität, an denen ich sowieso nichts hätte ändern können.

Rund 14 Jahre lang versuchte ich, Canonica, der heute 57 ist, zu entkommen: Eine Weile probierte ich es mit Gerhard Polts Devise »Nicht mal ignorieren!«. Ging in die innere Emigration und lud mein Elend abends zu Hause ab. Vergebens. Ich musste einsehen, dass ich mir so nach sechs Lungenentzündungen nur eine weitere einhandelte. Geriet ich an meine Grenze, nahm ich mir ein Sabbatical.

Irgendwann sagte mir ein Kollege, Canonica mobbe mich seit Jahren. Er erwähnte es beiläufig, so, als ob das allen in der Redaktion sonnenklar wäre. Ich erschrak. Bei dem Ausdruck »Mobbing« hatte ich stets eine verhuschte Gestalt vor mir gesehen,

garantiert nicht jemanden wie mich. Seine Bemerkung machte mir meine Ohnmacht bewusst; bis dahin hatte ich mir eingeredet, ich würde den Schikanen dank einer seelischen »Imprägnerung« trotzen können. Als letzte Selbstbestimmtheit hielt ich mir zugute, dass er mir die Freude am eigentlichen Tun, an Geschichten, nie verderben könnte; ich würde mich nicht vertreiben lassen.

Wann immer ich mich zur Wehr setzte, gab er mir zu verstehen, dass ich niemanden im Verlag fände, der mir Gehör schenken würde. Er sitze bombenfest im Sattel und genieße sogar das große Wohlwollen des Verlegers Pietro Supino.

Er behielt recht. Ich formulierte meine Situation seit 2010 mehrfach gegenüber verschiedenen Stellen im Haus, aber selbst auf eine Kündigungswelle im »Magazin« folgte keine Reaktion der Unternehmensspitze. Bis 2015 waren fünf meiner Mitredakteure gegangen; einer ging nach einer Eskalation mit Canonica. Drei meiner Kollegen – alle angesehene Autorinnen und Autoren – hatten die Nase derart voll, dass sie den Beruf wechselten. Mindestens eine Kollegin und ein Kollege erklärten der Personalabteilung damals, dass sie wegen Ca-

nonica kündigten. 2014 berichtete ein Branchenblatt über das »unerträgliche Klima der Angst« unter Canonica.

So miserabel Canonicas Leumund in Medienkreisen auch war, kein Betroffener wagte sich aus der Anonymität. Wohl aus Angst. Die Tamedia AG, ein Tochterunternehmen der börsennotierten TX Group AG, ist mit mehr als 20 Publikationen und 1800 Mitarbeitenden der größte private Arbeitgeber im Schweizer Journalismus. Nach der Kündigungswelle stellte Canonica eine neue Redaktion zusammen. Wegen Sparvorgaben ersetzte er nicht alle Gegangenen. Ich war die Einzige, die übrig war aus dem alten Team; manchmal behandelte er mich nun wie jemanden aus dem »inner circle«. Aber ich blieb reserviert. Versuchte bloß, meinen Job gut zu machen.

Zwar schrieb ein Branchenmagazin 2017, dass sich in der Redaktion »die Atmosphäre zum Guten« entwickelt habe. Das Mobbing mir gegenüber aber ging weiter: Ohne Anlass nutzte Canonica auch den neuen Redaktionsalltag für meine Diskreditierung; machte gern schlüpfrige Bemerkungen, wie beim Weihnachtsessen 2019, als er, zu einem journalistischen Selbstversuch von mir, grinsend bemerkte, dass LSD sicher geil mache. Einem Reporter sagte er – ich war in Hörweite –, dieser dürfe mir nichts glauben, ich würde generell »Bullshit« von mir geben. Und auch die Geschichte mit dem Pfarrer geschah erst in dieser Zeit.

Das neue Redaktionsteam tat, als wäre nichts. Dabei hatten zwei meiner Kollegen über mich gesagt, dass mich Canonica »mobbe« beziehungsweise er aggressiv mit mir umgehe.

Tatsächlich hat Tamedia ein Problem mit ihrer Unternehmenskultur. Zum Internationalen Frauentag im März 2021 beklagten 78 Mitarbeiterinnen in einem Brief an Geschäftsleitung und Chefredaktion ein männerdominiertes, frauendiskriminierendes Betriebsklima: Der Umgangston sei harsch, Frauen würden durch männliche Vorgesetzte und Kollegen sexistisch beleidigt – seitenlang waren Belege aufgelistet, Kommentare wie »Du bist hübsch, du bringst es sicher noch zu was« oder »Bei dir im Hintergrund schreit ein Kind, habe ich das mit dir gezeugt?«. Hinzu kämen schlechtere Aufstiegschancen und ein Gender-Pay-Gap. Solche Erlebnisse seien struktureller Natur, daher habe bereits eine Reihe von Frauen das Unternehmen verlassen.

Auch ich unterschrieb den »Frauenbrief«. Nach der Veröffentlichung gab man sich bei Tamedia tief betroffen. Marco Boselli, einer der damaligen Geschäftsführer, sagte zu uns Unterzeichnerinnen, im Haus herrsche gegenüber einem derartigen Führungsverhalten »null Toleranz«, die sexistischen Sprüche empfinde er als »komplettes No-Go«. Arthur Rutishauser, Chefredakteur von Tamedia, versprach damals gegenüber

dem SPIEGEL: »Jegliche Art von Belästigung und Diskriminierung wird bei uns nicht toleriert. Wir werden den konkreten Vorwürfen nachgehen und diese sorgfältig prüfen.«

Ich kaufte der Geschäftsleitung ihre Zerknirschtheit ab und bat Marco Boselli kurz darauf um ein vertrauliches Gespräch. Er antwortete mir umgehend: Er ahne schon, worum es gehe. Als ich ihm und der zuständigen Personalverantwortlichen meinen Fall mit zig Beispielen zur Kenntnis brachte, sagte er als Erstes: »Ich habe gehört, dass Finn ruppig sein kann. Als Chef hat er sicher Luft nach oben.« Das klang nicht sonderlich empathisch.

Bei einer formellen Beschwerde wegen des Verdachts auf sexuelle Belästigung oder Mobbing sieht das Reglement von Tamedia vor, dass Beschuldigte »unverzüglich informiert« und die Abklärungen schnell abgeschlossen werden sollen – »nach Möglichkeit innerhalb von 14 Tagen«. In der Tat vergab die Geschäftsleitung nach dem »Frauenbrief« ein externes Mandat an Christine Lüders, die frühere Leiterin der Antidiskriminierungsstelle unter Angela Merkel, und rief dazu auf, ihr Vorfälle ebenso wie Hinweise auf eine »Buddy-Kultur« zu melden. Doch Informationen über den Ausgang, die den Mitarbeitern angekündigt wurden, werden ihnen bis heute vorenthalten.

Nicht mal Canonicas Affäre mit einer Untergebenen und den damit verbundenen Machtmissbrauch fand das Unternehmen als Vorwurf erheblich genug: Erst bevorzugte Canonica seine Geliebte, ohne daraus einen Hehl zu machen, ging mit ihr auf Dienstreisen, dann, nach dem Ende des Verhältnisses, verbot er uns, mit ihr zu kommunizieren.

Ich bin in einem Journalismus groß geworden, der von Männern geprägt war, und deshalb keine Mimose. Meinen ersten Job gab mir 1995 der SPIEGEL. Ich war 28 und eine Exotin: jung, weiblich, dunkel getönt.

Ich erinnere mich gut an meine erste Montagskonferenz; das Leitmotiv »Sturmgeschütz der Demokratie« im Hinterkopf, hatte ich dort eine Runde »alter, weißer Männer« angetroffen, die man nur noch nicht so bezeichnete. Auf den Nebenrängen eine Handvoll zurückhaltender Frauen.

In den sieben Jahren beim SPIEGEL bekam ich viele Anzüglich-



Fabian Bisio / Agentur Focus

»Magazin«-
Chefredakteur
Canonica 2013

keiten zu hören. Ein hoch respektierter Autor sagte mir mal auf dem Flur: Wann immer er mich sehe, wolle er seine Hände in meinen Schoß legen. Doch falls mich meine Erinnerung nicht trügt, vermochten diese Schlüpfrigkeiten mein Innerstes nie anzufechten. Vermutlich, weil sie nicht systematisch wie später durch Canonica erfolgten und sie nicht von Vorgesetzten kamen. Mich traf nicht mal das Getuschel, ich hätte mich hochgeschlafen und meine Stücke stammten in Wahrheit aus der Feder eines Kollegen. Damals waren Frauen im Journalismus noch nicht so präsent wie heute.

Und ich akzeptierte damals still, dass Männer in den Fünfzigern glaubten, sich bei einer jungen Kollegin so aufführen zu müssen. Selbst als man mir Jahre danach erzählte, man habe mich im SPIEGEL gern »Nuschi, das Mokkatörtchen« genannt, konnte ich darüber lachen. Verblüfft war ich nicht.

Nach meinem Umzug in die Schweiz freute ich mich, wenn ich erfuhr, dass sich im SPIEGEL einiges tat. Nicht gerade im Zeitraffer, aber die junge Kollegin zum Beispiel, die mit mir begann, ist jetzt Ressortleiterin.

betrat, wo sie immer gern zu Mittag gegessen hatte, erhielt sie Hausverbot, was sie offenbar kränkte, sie erzählt diese Anekdote mehrmals und betont, dass es die einzige negative Erfahrung dieser Art gewesen sei. In einem anderen Hotel, das sie ebenfalls regelmäßig frequentiert, wurden ihr Kekse gebracht und man versicherte ihr, dass sie auch weiterhin sehr willkommen sei.

nahm sie auf seine ausgedehnten Sonntagsspaziergänge mit. Oft gingen sie, ihr Vater im silbergrauen Kimono, Teruko mit einem schweizer Piquestoffhütchen auf dem schnurgeraden Haar, zum ausgetrockneten Fluss. Den hellen, schimmernden Sand des Flussbetts und die in dem kristallklaren Wasser umherschwärmenden Medaka-Reisfischlein –

Canonicas Manuskriptredigaturen

Umso ungläubiger war ich, dass man bei Tamedia, 20 Monate nach meinem ersten Gespräch mit Geschäftsführer Boselli, immer noch jegliche Transparenz hinsichtlich der Vorwürfe gegen Canonica vermissen ließ, man mich stattdessen mit Ausflüchten abspieste: Die Sache sei »komplex«, und man sei »befangen«, sagte mir die Zuständige aus der Personalabteilung.

Ich kam ihrer Bitte nach, Belege für Canonicas Fehlverhalten rauszusuchen; außerdem bat sie mich, Kollegen, auch ehemalige, dazu zu bewegen, ebenfalls Meldung über die Hotline zu machen. Abends sammelte ich Beweismaterial, ohne je zu erfahren, was damit geschah. So entstand bei mir der Eindruck, dass die Tamedia-Führung meinen Fall, allen Lippenbekenntnissen zum Trotz, aussitzen wollte.

Man ließ mich vollkommen allein in dieser Lage. Ich musste an einem Tisch mit Canonica sitzen, nachdem er schon über meine Vorwürfe informiert war. Vom Stand der Untersuchung erfuhr ich nichts. Längst wissen auch der Verwaltungsrat und der Verleger Pietro Supino von den Vorfällen.

Rutishauser, Canonicas Vorgesetzter, laut ihm sein enger Studienfreund, tat, als wäre ich das Problem. Mein Arbeitgeber behandelt mich, als wäre ich eine Störung des Betriebsfriedens. Und als wäre es ein privater Zwist zwischen mir und Canonica.

Der »Tages-Anzeiger« positioniert sich linksliberal; die regelmäßigen, moralisch intonierten Breitseiten gegen andere Firmen, weil dort ein sexistisches Klima herrsche, lesen sich für mich wie Hohn. Ich bin auch deswegen so von meinem Arbeitgeber enttäuscht, weil ich mich getäuscht fühle. Entgegen den Verlautbarungen nach dem »Frauenbrief« gedachte die Führungsriege anscheinend nie, die Vorgänge ernsthaft zu überprüfen und Maßnahmen zu ergreifen.

Bis Frühjahr 2022 machte ich gute Miene zum bösen Spiel, weil ich meine Hoffnung, man werde mir letztlich beipflichten, nicht fahren lassen wollte. Doch meine Nerven wurden dünner. Als man mich wissen ließ, dass man nach dem Mandat an Lüders ein zweites an eine Anwaltskanzlei vergeben wolle, waren viele lange Monate vergangen, seitdem ich der Geschäftsleitung meine Situation erstmals erklärt hatte.

Auf den Tag genau zehn Monate danach saß ich, mit einer Anwaltsfreundin als Vertrauensperson, in der Kanzlei und ließ mich befragen. Ein zweites Gespräch fand per Videokonferenz statt, insgesamt waren es fast neun Stunden. Der von Tamedia beauftragte Anwalt sagte, nach mir würde Canonica von ihm befragt, dann unter Umständen weitere Redaktionsmitglieder. Zu Beginn sicherte er mir zu, dass ich als Betroffene das Ergebnis seines Berichts erfahren würde. Das ist nie geschehen. So wie sich Canonica anstrengte, mich kleinzukriegen, versucht Tamedia, mich in die Knie zu zwingen. Deren Anwältin behauptet, dass ich alles nur inszeniert hätte, um Canonicas Chefposten zu bekommen. Was mich an die Berichterstattung über den Weinstein-Skandal erinnert, in der oft insinuiert wurde, dass sich manches Hollywoodsternchen nun als Opfer aufspiele, obwohl es sich doch der Karriere zuliebe auf den Sex mit Weinstein eingelassen hätte.

Ende Juni gab der Verlag bekannt, Canonica verlasse »Das Magazin«, um eine »neue berufliche Herausforderung anzutreten«. Seitdem hat weder die Leserschaft noch die Redaktion erfahren, wo er abgeblieben ist. Mir sagte man, ich solle mich

unterstehen, Gerüchte in die Welt zu setzen, mit meinen Vorwürfen habe sein Weggang nichts zu tun. Aus der Redaktion hieß es, er habe eine hohe Abfindung erhalten.

Canonicas Posten hat sein Vize übernommen, er ist schlicht nachgerückt. Dabei hatte der Verlag nach dem »Frauenbrief« verkündet, dass ab sofort jede Stelle intern und extern zur Bewerbung ausgeschrieben werde. Das ist hier nicht geschehen. Im Editorial verabschiedete der neue »Magazin«-Chefredakteur den alten mit Glanz und Gloria.

Ende September hat mir Tamedia ohne Angabe von Gründen gekündigt. Ich habe gegen Tamedia Klage eingereicht wegen Verletzung der Fürsorgepflicht aufgrund sexistischer Diskriminierung und Mobbing. Und dem Gericht Zeugen für einzelne Fehlverhalten genannt.

Ich kann das Vergangene nicht ungeschehen machen; ich kann aber auch nicht so tun, als hätte nicht stattgefunden, was mir widerfahren ist. Ich will die Hoheit über mein Leben zurück.

Als ich in der Praxis meines Arztes in Tränen ausbrach, tröstete er mich mit einer Anekdote über Albert Einstein: Der habe bei

seiner Übersiedlung von der Schweiz in die USA gesagt, er kehre dorthin zurück, sobald eine Atombombe falle. Denn in der Schweiz passiere alles mit 20 Jahren Verspätung.

Ich gönne Einstein, dass seine Relativitätstheorie Bestand hat, in Sachen Sexismus im Schweizer Alltag jedoch wünsche ich mir, dass er unrecht behalten wird.

Sexismus ist fünf Jahre nach #MeToo nicht Vergangenheit, sondern: eine tägliche Realität. Und wenn ein Mann ein sexuelles Interesse an einer Frau hat, über die er Macht besitzt, dann besteht die Gefahr, dass er seine Macht ausspielt. Ich habe zwar ein gewisses Verständnis dafür, dass viele genug haben von diesem leidigen Thema. Doch das ändert nichts daran, dass es weiter geschieht.

Eine Filmszene in »She Said« erzählt, wie eine Frau, die als junge Assistentin von Weinstein missbraucht wurde, sich nach Jahrzehnten stummen Leidens entschließt, aus der Deckung zu gehen, und der »New York Times« erlaubt, ihren Namen zu nennen. Das schulde sie ihren Töchtern, sagt sie. Keine Frau solle jemals Missbrauch oder Mobbing akzeptieren. Dann fügt sie hinzu: »Ich will meine Stimme zurück.«

Das will ich auch. ■

Und das sagen Tamedia und der ehemalige Chefredakteur

Die Autorin Anuschka Roshani hat von 1995 bis Ende 2001 für den SPIEGEL gearbeitet. Sie wechselte danach zum Schweizer Wochenblatt »Das Magazin« und lebt seither in Zürich.

Die Journalistin hat der SPIEGEL-Redaktion ein Manuskript zugesandt, in dem sie über ihre Zeit als Redakteurin beim »Magazin« berichtet. Die Vorwürfe, die sie in diesem Text erhebt, sind drastisch: Die Rede ist von Sexismus, Machtmissbrauch und Mobbing durch ihren Vorgesetzten Finn Canonica sowie von einer frauenfeindlichen Unternehmenskultur bei dem für seine liberalen und progressiven Positionen bekannten Medienhaus Tamedia.

Die Journalistin, der im vergangenen September gekündigt worden ist und die Ende November Tamedia wegen angeblicher Verletzung ihrer Fürsorgepflicht verklagt hat, hat sich dafür entschieden, ihre Geschichte selbst zu erzählen, mit Bild und vollem Namen. Sie versteht ihren Text als eine Selbstermächtigung.

Die Redaktion lässt Roshani mit ihrem Ich-Text für sich selbst sprechen. Der journalistischen Sorgfalt hat der SPIEGEL trotz des außergewöhnlichen Formats selbstverständlich entsprochen und sich nicht allein auf Roshanis Angaben verlassen. Der Redaktion liegen Aussagen ehemaliger Kollegen und Kolleginnen, Chatnachrichten, Korrespondenz und Dokumente vor, die die Vorwürfe stützen und insgesamt plausibel

erscheinen lassen. Soweit einzelne Vorwürfe, etwa über den Inhalt von Vieraugengesprächen, allein auf Wahrnehmungen von Anuschka Roshani beruhen, hat sie diese eidesstattlich versichert.

Canonica sowie die Betroffenen bei Tamedia hat der SPIEGEL mit einem ausführlichen Fragenkatalog zu den Vorhaltungen des Textes konfrontiert. Der Anwalt des ehemaligen Chefredakteurs Finn Canonica schrieb: »Die Vorwürfe treffen nicht zu und werden vehement bestritten.« Sie seien intern und in einer externen Untersuchung eines Anwaltsbüros geprüft worden. Eine Veröffentlichung der »widerlegten Vorwürfe« wäre eine »krasse Ehrverletzung« und werde zivil- und strafrechtliche Folgen nach sich ziehen.

Tamedia, mit der der SPIEGEL seit jüngstem journalistisch kooperiert, erklärte in einer über ihren Kommunikationsverantwortlichen zugeleiteten Stellungnahme: »Tamedia hat die Vorwürfe von Frau Roshani sehr ernst genommen und akribisch prüfen lassen. Der Konflikt zwischen Frau Roshani und Herrn Canonica war Gegenstand einer von Tamedia in Auftrag gegebenen externen Untersuchung, die die Vorwürfe von Frau Roshani zum überwiegenden Teil nicht bestätigten.« In einigen Punkten sei die Untersuchung sogar zu einem gegenteiligen Ergebnis gekommen – »insbesondere was Führungsstil und Arbeitsatmosphäre unter der Leitung von Herrn Canonica betraf«.

Beide Stellungnahmen verzichten auf die Beantwortung der einzelnen Fragen. Eine Nachfrage an Tamedia, welche der Vorwürfe von Anuschka Roshani konkret widerlegt seien, ließ man mit dem Hinweis auf Persönlichkeitschutz unbeantwortet.

Das Ergebnis des jeweils angesprochenen Untersuchungsberichts, für den Anuschka Roshani mehrere Stunden lang gehört wurde, ist ihr trotz mehrfacher Bitten nicht zugänglich gemacht worden und wurde auch dem SPIEGEL nicht zur Verfügung gestellt, wiederum, wie es heißt, aus Gründen des Persönlichkeitschutzes.

In einem Brief an den Rechtsanwalt Roshanis Ende November des vergangenen Jahres schrieb die Anwältin von Tamedia, dass das Haus eine Mitschuld Roshanis, »weder bestätigen noch ausschließen« könne. Die Wiederherstellung einer unbelasteten Arbeitsatmosphäre sei aus Sicht von Tamedia »nur ohne beide Konfliktparteien möglich« gewesen.

Tamedia erklärt gegenüber dem SPIEGEL, man sei ein Arbeitgeber, der für Vielfalt, Fairness und Respekt stehe und dies auch lebe. Mobbing, Diskriminierung und sexuelle Belästigung würden nicht toleriert. Man habe eine vertrauliche Anlaufstelle für Betroffene geschaffen, um Konflikte am Arbeitsplatz systematisch zu erfassen und Veränderungen herbeizuführen. Entsprechende Schulungen seien für Führungskräfte obligatorisch. ■